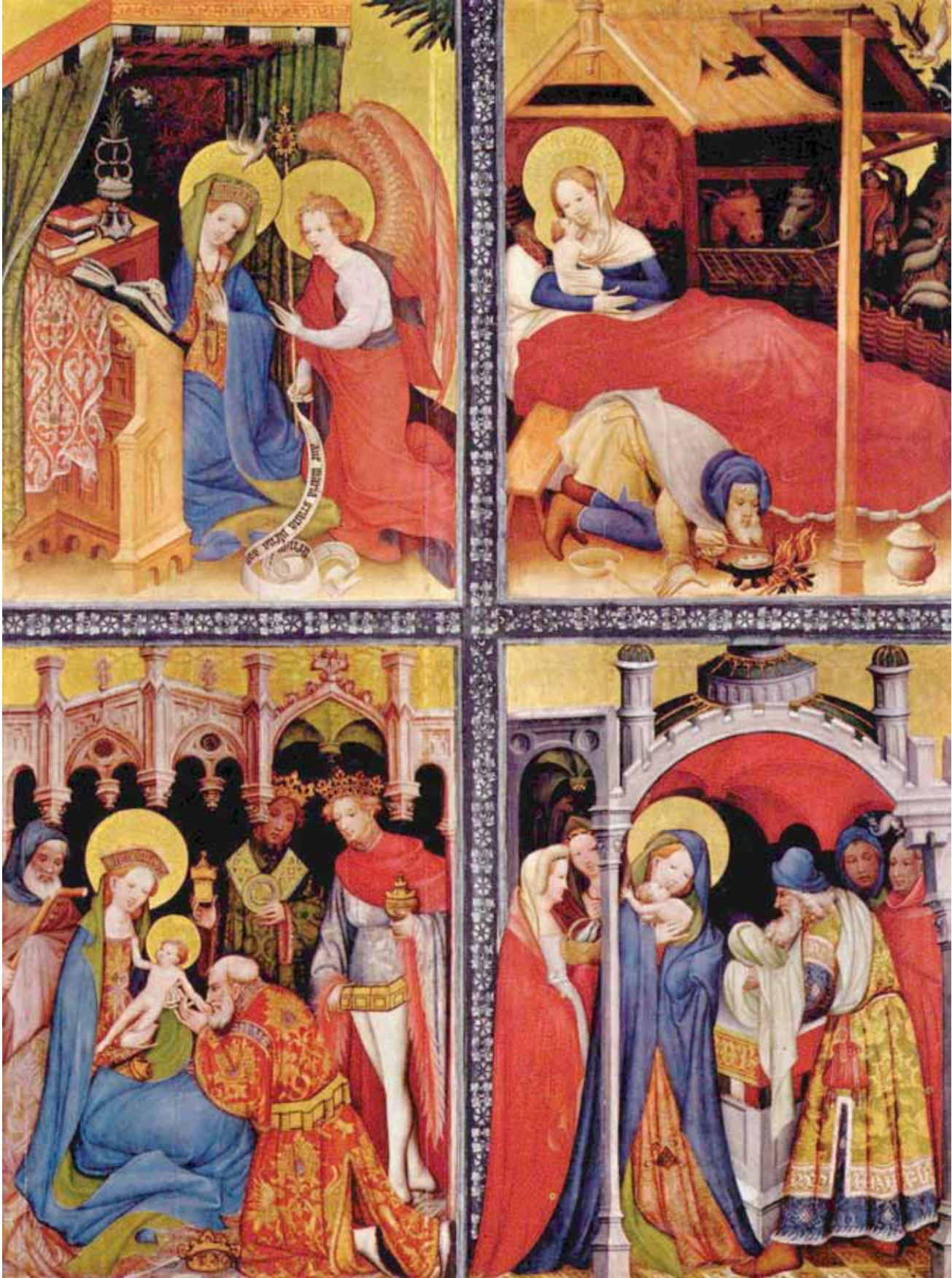


Kirchliche Sammlung

Herausgeber: Kirchliche Sammlung um Bibel und Bekenntnis in der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche e. V.

33. Jahrgang / Nr. 3/2011

Dezember 2011



Als die Ewigkeit die Zeit besuchte

„Es begab sich aber zu der Zeit...“. Und sofort verbinden wir mit diesen Worten die vertraute Weihnachtsgeschichte. Die Geburt Christi markiert die Zeitwende. Das Ereignis der Menschwerdung Gottes sprengt und überbietet in seiner universalen Bedeutung alle historischen und kosmischen Ereignisse und Dimensionen. Was kein Mensch sich vorstellen und begreifen konnte, geschah: Gott kommt auf die Erde, damit wir in den Himmel kommen, die Ewigkeit in die Zeit, damit wir Anteil an Gottes Zeit (Ewigkeit) bekommen - und das alles mit der Geburt von Jesus. Der Heilige und Sündlose begibt sich auf die Ebene von uns Schuldigen und Sündern, um uns zu retten und zu erlösen. Wir sehen sein stellvertretendes Leiden für uns am Kreuz und verkündigen seinen Tod als die größtmögliche Liebe Gottes zu uns. Wir preisen seine Auferstehung und sehen mit ihr unseren Tod überwunden. Weihnachten ist das Fest der Liebe, der Liebe Gottes zu uns Menschen und dann in Konsequenz auch das Fest der Liebe der Menschen untereinander. So sollte es sein. Weihnachten gäbe es nichts zu feiern, wenn wir nicht Jesu Kreuzigung und Auferstehung gleichzeitig im Blick hätten. So bejubeln und besingen wir die Geburt unseres Heilandes und damit unser Heil. Wir leben im Jahr 2011 nach der Geburt Christi, im Jahr des Herrn – Anno Domini 2011. Warum Jesus ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt und nicht zu einem anderen geboren worden ist, entzieht sich unserem Wissen. Nach Gottes Willen war es der Kairos, also der richtige Zeitpunkt. –Aber weiß unsere Zeit noch um die Ewigkeit, ist sie überhaupt von Interesse? Anders gefragt: Wird Weihnachten nicht zunehmend mehr ohne das Jesuskind, christuslos und gottlos begangen? Vor etlichen Wochen bekam ich von mehreren Verlagen kunstfertige Kataloge für Weihnachtskarten geschickt. Mir fiel auf, dass keine einzige Karte ein christliches Weihnachtsmotiv aufwies. Weihnachtsmänner, Eiskristalle, Sonnenuntergänge, Schneelandschaften, Sterne, Weihnachtsbäume, Herzen, Stiefel und Leuchter. Maria und Josef, Krippe, Hirten, selbst die sonst so beliebten Engel, kamen nicht vor. Meine Anfrage an die Verlage, warum denn kein einziges Motiv der Weihnachtsgeschichte zur Auswahl stünde, blieb ohne Reaktion. Typisch für unsere Zeit? Zeit ohne Ewigkeit? So pauschal gilt das gewiss nicht, wenngleich es deutliche Anzeichen gibt, dass sich Weihnachten zu verselbständigen droht, zu einem Event von Geschenken, gut essen, Konsum und Shopping. „Es begab sich aber zu der Zeit...“ Das begibt sich auch heute. Jesus will in uns geboren werden als der Heiland. In dem wunderschönen und ergreifenden Lied „Ich steh an deiner Krippen hier, o Jesu, du mein Leben...“ von Paul Gerhardt heißt: „Eins aber, hoffich, wirst du mir, mein Heiland nicht versagen: dass ich dich möge für und für in, bei und an mir tragen. So lass mich doch dein Kripplein sein, komm, komm und lege bei mir ein dich und all deine Freuden.“ Der Besuch der Ewigkeit, die Ankunft Jesu geschieht bei uns auch heute, wenn wir Jesus und seiner Botschaft Raum gewähren, wenn wir bei der Feier des Heiligen Abendmahles ihn empfangen, Gemeinschaft mit ihm haben, wenn wir zu ihm beten, ihm danken, anbeten und loben. In deinem Glauben an Jesus Christus, dem menschengewordenen Gott, berührt dich der Himmel, ja Gott selbst und damit seine Zeit, die Ewigkeit. Und so möge es geschehen, dass aus dem „Es-begab-sich-zu-der-Zeit“ ein „Es-begibt-sich-in-meiner-Zeit“ werde, meine ganz persönliche und vertraute Weihnachtsgeschichte. Und du bist mittendrin, wenn die Ewigkeit die Zeit besucht.

Ulrich Rüß

Mission – Gottes heilige Leidenschaft für den Menschen

Der landeskirchliche Protestantismus war abgesehen von inspirierten Minderheiten wie dem Pietismus immer eher Religionsverwaltung als Missionsbewegung. In der zweiten Hälfte des 20. Jh verwandelte sich das Desinteresse bei vielen in offene Aggression: Mission wurde zum „Igit-Wort“. Mission, - das war der denunzierende Vorwurf - stehe für Kolonialismus in seiner Menschen verachtenden Brutalität, für Intoleranz und Manipulation. Mission habe Menschen ihre religiöse und kulturelle Identität genommen. In deutschen Missionswerken entkernte man den klassischen Begriff und füllte ihn mit Inhalten, die im veränderten ideologischen Klima modisch paßten. Interreligiöser Dialog und ganzheitliche Hilfe zu materieller Entwicklung überformten den Missionsauftrag Jesu. Mancherorts verkam Mission in deutschen Missionswerken zur Kapitalismuskritik im Namen eines fingierten sozialistischen Jesus.

Angesichts dieser Verachtung biblischer Mission war es eine kleine Sensation, daß der angesehene Tübinger Theologe Eberhard Jüngel 1999 in Leipzig den EKD-Oberen Mission als den gesunden Herzschlag der Kirche Jesu Christi beschrieb. Seitdem steht Mission wieder auf der Tagesordnung vieler EKD-Gliederungen. Im Oktober diesen Jahres war Mission erneut einer von zwei Schwerpunkten der EKD-Synode von Magdeburg. War es eine Rückkehr zur Bibel?

Weihnachten – Mission radikal

Die prophetische Hoffnung des Alten Testaments zielt auf die Zeit, in der Gott Israel neu heiligt, selbst in Jerusalem erscheint und auf dem Zion für alle Welt unübersehbar Wohnung nimmt. Gott selbst löst mit seiner Erscheinung die Völkerwallfahrt aus. Die Völker bringen sich und was sie haben zum Zion. Die Herrlichkeit dieses Ortes, erfüllt vom heiligen Glanz Gottes, zieht Menschen unwiderstehlich an, und Israel gewinnt Teil am Triumph Gottes. Hier liegt das Recht der neuen Missionstheologie, die pointiert, daß Gott selbst der Missionar ist. Luther hatte diese Einsicht längst als Bekenntnis in den Kleinen Katechismus geschrieben: „Ich glaube, dass ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus Christus, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann; sondern der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten...“ Gott radikalisiert seine Mission im Weihnachtsparadox. Er wird Mensch: „...in unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ewig Gut.“ Läßt sich die Zionshoffnung noch als Theologie der Herrlichkeit mißverstehen, so wird der Mensch schon zur Weihnacht mit Gottes Theologie des Kreuzes konfrontiert. In der Armseligkeit des Stalles und in der satanischen Brutalität des Kindermords von Bethlehem wirft das Kreuz von Golgatha seinen Schatten. Gottes Mission zwingt unter das Kreuz. Das hat

Gottes Sohn gewußt, als er sich, gesandt vom Vater, entschied, den Himmel Gottes zu verlassen, um Mensch zu werden; das haben seine ersten Jünger und Apostel erfahren, die im Missionsdienst ihr Leben verloren. Das bringt Tertullians Feststellung für seine Gegenwart und die Zukunft der Kirche ins Bild: „Der Same der Christen ist das Blut der Märtyrer“ (Apol.50). Mission war nie akademisches Glasperlenspiel oder Papier produzierende Konferenzstrategie.

Mission zwischen Gott und Satan

Der 1. Johannesbrief faßt den Auftrag, mit dem Christus in die Welt gesandt wurde, in der Feststellung zusammen: „Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, dass er die Werke des Teufels zerstöre.“ (3,8). Mission ist von vornherein Machtkampf. Das Evangelium ist nicht schöne Literatur, es ist geistgewirktes Machtwort in entstellter Schöpfung. Das zeigen die Exorzismen im Rahmen der Mission Jesu: Mt 8,16f. „Am Abend aber brachten sie viele Besessene zu ihm; und er trieb die Geister aus durch sein Wort und machte alle Kranken gesund,...“ Das Evangelium wirkt machtvoll heilend und stellt verdorbene Schöpfung wieder her. Es ist der erste Schluck aus dem Becher der himmlischen Vollendung. Den Auftrag zur Mission und seine Vollmacht gibt Jesus Christus weiter an seine Jünger, als er sie als Apostel durch Israel sendet: „Und er setzte zwölf ein, die er auch Apostel nannte, dass sie bei ihm sein sollten und dass er sie

aussendete zu predigen¹⁵ und dass sie Vollmacht hätten, die bösen Geister auszutreiben.“ (Mk 3,14f.) Das wirkt in aufgeklärten Zeiten wie finsternes Mittelalter, läßt sich aber nur um den Preis eines tiefgreifenden Realitätsverlustes verdrängen. Die mediale und reale Sexualisierung und Pornographisierung in wissenschaftsgläubigen westlichen Gesellschaften zeigen beispielsweise Merkmale von Besessenheit. Der Nazi-Geist, der sich ausgerechnet in der aufgeklärten Moderne in unsäglichen Verbrechen verleiblichte, läßt sich durchaus als dämonisiert, als „Werk des Teufels“ verstehen. Erhellendes Beispiel dieser Dämonisierung ist die Sportpalastrede, die Goebbels im Februar 1943 in Berlin vor 15.000 Deutschen hielt. Er forderte unter Einsatz aller Instrumente der Suggestion und Manipulation zwei Stunden lang den totalen Krieg, die totale Hingabe an den Tod, und 15000 Menschen gaben sich hin, besessen vom Geist des Todes:

„200mal unterbrach ihn tosender Beifall. Besessener Aufschrei zerhackte seine Sätze. Frauen brachen stöhnend zusammen, Männer schrien: ‘Ja’, ‘Jawohl’, ‘Nein’, ‘Niemals’, ‘Pfui’. Der bullige Staatsschauspieler Heinrich George (‘Der Postmeister’) riß sich den Schal vom Hals, kletterte auf einen Stuhl und fuchtelte mit dem Tuch durch die Luft. Da fragte der Minister die Versammlung -- Eichenlaubträger wie Krankenschwestern, Wissenschaftler wie Rüstungsarbeiter, NS-Minister wie Mitläufer: ‘Wollt ihr den totalen Krieg?’ Und die 15 000 schrien: ‘Ja.’ Goebbels: ‘Wollt ihr ihn, wenn nötig, totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt noch vorstellen kön-

nen?’ -- 15 000fach: ‘Ja.’“

Ernst Käsemann, der längst über seinen Lehrer Bultmann hinaus gewachsen war, sah hier im Sportpalast Dämonen toben. „Der größte moderne Irrtum besteht nicht in der These vom toten Gott, sondern im Glauben, dass der Teufel tot ist,“ analysierte der kolumbianische Philosoph Nicolás Gómez Dávila scharfsinnig. Der Missionsauftrag der Christen gilt einer Welt, in die der Name Auschwitz eingebrannt ist. Mission vollzieht sich immer in dieser Perspektive. Sie ist Machtkampf gegen die Mächte des Bösen. Und dieser Machtkampf hat keine andere Waffe als demü-

Gebt mir hundert Menschen,
die niemand außer Gott fürchten,
nichts außer Sünde hassen und
sich ganz Gottes Willen ausliefern,
und ich werde die Welt auf den Kopf
stellen.

John Wesley

tige Liebe, die Dostojewskij die stärkste Macht auf Erden nannte. Mission lebt unter dem Kreuz, und darum ist es nach wie vor gefährlich, in vielen Teilen der Welt sogar lebensgefährlich, ein missionarischer Christ zu sein.

Mission zwischen Leben und Tod

Als Christian Jensen 1876 in Breklum das Missionshaus gründete, lautete der erste Paragraph seiner Statuten: „Das Missionshaus, in Breklum gelegen, will mit seinen Arbeiten allein Sünder zu Jesu führen, damit sie zeitlich glücklich und ewig selig werden oder damit sie Gott kennen lernen und einst Gott schauen.“ Mission, inspiriert vom Geist Jesu Christi, gilt immer Menschen, die angesichts des letzten Gerichts zwischen Himmel und

Hölle leben, die gerettet werden oder verloren gehen. Zweifellos hat Jesus nicht nur das Leben schaffende Evangelium verkündet, sondern auch das tötende Gesetz gelehrt. Das schließt die Allversöhnung aus. „Denn das Wort vom Kreuz (Evangelium) ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig (gerettet) werden, ist’s eine Gotteskraft.“ (1. Kor 1,18).

Der Käßmann-Nachfolger, Bischof Meister, beauftragt, das Thema Mission für die Magdeburger EKD-Synode vorzubereiten, spekulierte in einem idea-Interview darauf, daß Gott am Ende, im Jüngsten Gericht „allen Menschen versöhnend gegenüber treten wird“. Auch Hitler, Stalin, Pol Pot und all den anderen Gotteslästerern, Massenmördern und Menschenschindern der Weltgeschichte? Finden sie ohne Umkehr und Vergebung ihren Platz im himmlischen Anbetungssaal? Am Ende alles versöhnt? Dies zur Basis für ein Missionskonzept der EKD zu machen, ist ein theologischer und seelsorglicher Skandal, Betrug am Menschen nämlich, denn die Heilige Schrift und die Bekenntnisse der Kirche, deren Bischof Meister ist, sprechen mit großem Ernst davon, daß Menschen, die nicht zu Christus, dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn umkehren, verloren sind. Bischof Meister glaubt es besser zu wissen. Aber woher? Des Menschen Herz ist eine Götzenfabrik, sagte Calvin.

Diesem theologischen Leichtsinns entspricht Meisters „Christenbild“. Er sieht hierzulande in den „fast 50 Millionen Menschen, die sich an die großen Kirchen halten“ „fast 50 Millionen Modelle christlichen Lebens“ in großer Weite. Fast alles in Ord-

nung? Sieht er nicht, daß allzu viele dieser „Modelle“ weder an Christi sühnendes Kreuz, noch an seine den Himmel öffnende Auferweckung glauben? Sie feiern Gott nicht im Gottesdienst der Gemeinde und brechen die Ehe nicht seltener als der Durchschnittsdeutsche. So billig war die Gnade nicht, als Paulus und Petrus auf Missionsreisen gingen. Jesu missionarisches Evangelium, adressiert an Menschen zwischen Gott und Satan, zwischen Leben und Tod enthält die unbedingte Forderung „Kehrt um“. Das ist ein ganz anderer Ton als man ihn von der EKD aus Magdeburg hörte, wo in verführerischer Leichtigkeit Mission als freundliches, für Zweifel offenes, lernbereites Dialogangebot definiert wurde.

Mission zwischen Gott und Mensch

In Jesus Christus, dem Sohn in der heiligen Trinität, ist Gott selbst der Missionar. Die Kirche ist der Leib Christi. In Christi Jüngern verleiht sich dieser Missions-Auftrag nach seiner Auferstehung: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen

habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ (Mt 28,18-20). Längst ist die richtige biblische Erkenntnis, daß Gott selbst der Missionar ist, im volksskirchlichen großen Ganzen zum Vorwand geworden, den Missions- und Evangelisationsauftrag zu ignorieren. Nach wie vor empfinden ihn nicht wenige Theologen schlichtweg als peinlich. In Magdeburg wurde vollmundig formuliert: „Wir können als Christen nicht schweigen von dem, was sich uns als wahr erschlossen hat: die Zuwendung Gottes in Jesus Christus zu allen Menschen.“ Ich habe in 35 Dienstjahren fast nie erlebt, daß Pastoren in Konventen oder Arbeitsgruppen über ihre Glaubenserfahrungen gesprochen hätten. Sie konnten durchaus schweigen. Der weitreichende gesellschaftliche Konsens, daß Glaube Privatsache sei, liegt wie ein Bann auch über der Volkskirche und ihrem Personal.

Hinzu kommt ein Dreifaches: Die narkotisierende Hypothese der Allversöhnung, der man verfallen ist, ohne dies zu reflektieren, überantwortet volksskirchliches Leben eschatologischer Beliebigkeit. Das aufgeklärte Toleranzdogma „Ob Jude, Christ, ob Muselman und Hottentott, wir glauben all' an einen Gott“ rechtfertigt die Missionsvergessenheit.

Und schließlich: In dem Maße, in dem die Himmelsgewißheit und die Christuserfahrung unter der Herrschaft eindimensionalen Wissenschaftsglaubens verdunsteten, verdrängen diesseitsfixierte Werte wie der Einsatz für Gerechtigkeit oder Frieden oder die Bewahrung der Schöpfung den leidenschaftlichen Glauben, dessen Ziel die Teilhabe am himmlischen Gottesdienst ist. Es verwundert nicht, daß die unvergleichliche Chance, 3,5 Millionen Muslime in Deutschland für Christus zu gewinnen und in Christus zu retten, in Magdeburg überhaupt nicht in den Blick kam. Die EKD wirbt weit unter biblischem Niveau.

Je mehr der Missionsauftrag in der demütigen Liebe des Mensch gewordenen Gottes wahrgenommen wird, desto authentischer geschieht er. Er sieht den Menschen zwischen Zeit und Ewigkeit. Demütige Liebe läßt sich nie postmodern von der Wahrheit abschneiden. Der demütig liebende Christ weiß in der Klarheit des heiligen Geistes, daß der Mensch ohne Christus verloren ist. Ihn inspiriert eschatologische Leidenschaft, Menschen zu retten. Paulus lebte so, Petrus auch; auch Christian Jensen, auch Ludwig Nommensen. Wir auch?

Dr. Dieter Müller

Zum Beispiel: Ludwig Ingwer Nommensen

Einer der erfolgreichsten Missionare der Kirchengeschichte war der Schleswig-Holsteiner Ludwig Nommensen. Er wurde 1834 auf Nordstrand geboren. Hauke Heuck, Pastor auf Nordstrand schrieb 1986:

Mit Gott rechnen wie mit Zahlen

„Im Oktober 1986 feiert die Christlich-Protestantische Batak-Kirche (Huria Kristen Batak

Protestan = HKBP) ihr 125jähriges Jubiläum. Mit fast zwei Millionen Gemeindegliedern ist sie die größte protestantische Kirche nicht nur in Indonesien,

sondern in ganz Asien. Das Batak-Volk ist heute in Indonesien als christliches Volk bekannt: Alle Batak-Kirchen zusammen haben etwa drei Millionen Mit-

glieder. Das Werden und Wachsen dieser Kirchen ist eines der eindrucksvollsten Kapitel der Missionsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

Viele Missionare sind von der Rheinischen Mission ins Batak-Land entsandt worden. Sie alle haben mit dem Einsatz ihrer ganzen Person als Boten des Evangeliums gewirkt und damit wichtige Aufbauarbeit geleistet. Ingwer Ludwig Nommensen jedoch war der Pionier der ersten Stunde. Ganz auf sich gestellt zog er ins Toba-Batakland. Anfänglichen Feindseligkeiten, die bis zu offenen Mordanschlägen reichten, begegnete er mit bewundernswerter Liebe, Geduld und Schlagfertigkeit. Er wußte sich von Gott an diesen Platz gestellt und konnte darum sagen: ‚Ich bin jetzt bei euch und werde nie wieder fortgehen.‘

Nommensen bezog seinen Glauben ganz selbstverständlich in den Alltag ein. ‚Mit Gott rechnen wie mit Zahlen‘ — das war sein Motto. Er rechnete mit Gottes Sieg über alle Widerstände der an ihre grausame animistische Religion gebundenen Volksgemeinschaft der Batak. Mit unendlicher Ausdauer suchte er Wege zu den Herzen der Menschen. Und es gelang ihm, eine Bresche in die Mauer des Widerstandes zu schlagen, den Haß zu überwinden. Wie kein anderer gewann er das Vertrauen der Batak. Er verhandelte mit Häuptlingen, wenn es darum ging, Missionsstationen zu errichten und Gemeinden zu gründen. Auch die Rheinische Missionsgesellschaft erkannte recht bald seine Gaben und Einflußmöglichkeiten. Schon 1881 ernannte sie ihn zum Ephorus der jungen Missionskirche und stattete ihn mit weitreichenden

Vollmachten aus.

Die Batak fühlten sich von Nommensen verstanden, zumal er ihre geistigen Fähigkeiten erkannte und förderte. Es ist nicht von ungefähr, daß die Batak Nommensen als ihren Apostel verehren. Sie haben ihm den Ehrentitel Ompu, d.h. Großvater, Stammvater des ganzen Batak-Volkes, gegeben. In der Art, wie er lebte und sich den Menschen gegenüber verhielt, wurde er den Batak ein Batak. Seine Liebe, sein bedingungsloser Einsatz, seine Bereitschaft, Entbehrungen auf sich zu nehmen und persönliche Opfer zu bringen, haben sich in die Erinnerung des Batak-Volkes eingegraben. So entschieden sie sich 1954 auch einmütig dafür, der neugegründeten Universität der HKBP den Namen Nommensen-Universität zu geben. Die Wertschätzung, die Nommensen unter den Batak genießt, hat der langjährige Ephorus Justin Sihombing einmal so beschrieben:

‚Nommensen war das Werkzeug, das Gott gebraucht hat, als Pionier, als Wegbereiter des Evangeliums im Batak-Land. Er hat den Grund gelegt. Wie mannigfaltig die Entwicklung und die Ausbreitung der Batak-Kirche jetzt auch sein mag, wie beim Pflanzenwuchs, es ist nichts dabei, das in seinem Ursprung nicht irgendwie auf ihn zurückgeht. Gewiß, Gott hat es wachsen und gedeihen lassen.‘

... Die geistige Lebendigkeit, die heute in der Batak-Kirche anzutreffen ist und an der die Laien einen so erheblichen Anteil haben, ist eine Frucht des Samens, der in den ersten Jahrzehnten gesät wurde. Gerade in unserer Zeit, in der die Mission des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts oft

pauschal mit Kolonialismus und der Zerstörung einheimischen kulturellen Erbes gleichgesetzt wird, ist es wichtig, sich stärker mit Leben und Werk eines Mannes wie Ingwer Ludwig Nommensen zu beschäftigen.¹

Der Machtkampf um die Menschen

„Es gab und gibt viele Europäer, die jede Missionstätigkeit ablehnen oder als überheblich bezeichnen. Sie preisen begeistert die Kultur und Religion der Naturvölker und raten, diese Menschen ungestört in ihrem paradiesischen Zustand ungetrübten Glücks zu lassen. Nommensen pflegte dann nicht ohne Zorn von dem ‚ungetrübten paradiesischen Glück‘ der animistischen Bataks zu erzählen, das aus Geisterfurcht, Menschenfresserei und unaufhörlichen Kriegen bestand.“

Ludwig Nommensen sah sich vom ersten Tag unter den Bataks an in „ein Ringen göttlicher und satanischer Mächte um das Batakvolk“, einen Machtkampf Geist gegen Geist gestellt. „Den Mittelpunkt des batakischen Heidentums bildete die Geisterverehrung. Jeder Mensch wird nach seinem Tode...ein Geistwesen, ...“ das „sich rächen und Krankheit, Mißernte und sonstiges Unglück über die Nachkommen bringen“ kann. Dieser Geisterglaube hatte eine spirituelle Terrorherrschaft errichtet.

Nachdem er etwa ein Jahr in Si Gumpar gearbeitet hatte, schreibt Nommensen: „Grausamkeiten aller Art werden dabei verübt, und ein Kannibalismus kommt vor, der uns oft ein Rätsel ist.“

¹ Hauke Heuck in: Wilhelm Landgrebe, I. Ludwig Nommensen. „Mit Gott rechnen wie mit Zahlen“, Gießen 1986, S. 5-7. Die Zitate stammen aus W. Landgrebe, Nommensen, und Martin Haug, Die einen guten Kampf gekämpft, Stuttgart 1962

Im vorigen Jahr kam ein Mann zu mir, dessen verständige Weise mir sehr wohlgefiel. Seine Züge hatten etwas Freundliches und Gutmütiges. Er trank eine Tasse Kaffee mit mir unter lebhaftem Gespräch und — zehn Tage darauf fand ich ihn wieder als Wortführer einer blutigen Bande, neben sich einen auf Bambus gesteckten Menschenkopf und einen gebratenen Arm mit abgehackten Fingern! Das Opfer war frisch niedergemetzelt und zum Teil schon verzehrt. Als er mich gewahr wurde, ließ er den Kopf zwar ein wenig hängen, aber das blutgierige Geschrei seiner Mordgesellen fachte seinen Mut bald wieder an, und er war nicht zu überzeugen, daß er eine Greuelthat begangen hatte.“

„Die Entwicklung, die die Batakmission nahm, war ein Zeugnis dafür, wie Gott selbst hier am Werk war. Nicht die Klugheit von Menschen, nicht besonders günstige Umstände brachten die Entscheidung in diesem Kampf. Dieses Ringen zwischen Gutem und Bösem ließ etwas ahnen von der grauenvollen Macht des „Fürsten dieser Welt“. Paulus veranschaulichte es mit dem Wort: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.“

In späteren Jahren kam der spirituelle Kampf um die Seelen der Menschen gegen den offensiv andrängenden Islam dazu.

Furcht ist nicht in der Liebe...

Nommensen wurde in der Pionierzeit immer wieder verbal bedroht: „He Du Weißer dort!

Kommt, laßt uns ihm die Beine abhacken und ihn auffressen.“ Dabei blieb es nicht. Mehrfach wurde er das Opfer von Mordversuchen. Ein Beispiel, das die Batakkirche bis heute nicht vergessen hat, ist der Giftanschlag eines Zauberers: Während der Zubereitung des Mittagessens kam ein Zauberer „in die Küche und bat den Koch, Nommensen zu rufen, da er ihm etwas Wichtiges zu sagen habe. Während der Junge abwesend war, schüttete der Zauberer ein tödliches Gift in den Kochtopf. Nachher beobachtete er heimlich aus der Ferne, wie der Missionar seinen Brei aß und auch seinem Hund davon gab. Der Hund starb sofort – Nommensen aber blieb gesund; allerdings behielt er zeitlebens davon einen sehr empfindlichen Magen. Noch nie hatte ein Mensch von diesem Gift genossen und war lebend geblieben. Völlig erschüttert darüber, daß dieses Gift bei Nommensen nicht tödlich wirkte, kam der Mann zu ihm und beichtete ihm seine Tat. Später wurde er sein Freund und ließ sich taufen.“ Dies Beispiel für die Macht des Wortes Jesu in Mk 16,18 (wenn sie etwas Tödliches trinken, wird's ihnen nicht schaden) blieb in der Geschichte der Batakkirche offenbar so beeindruckend, daß man neben den Gräbern Nommensens und seiner zweiten Frau auch ein Grab zum Gedenken an den Hund eingerichtet hat.

Glaube, der Stand hält

„Isaak war früher ein eifriger Sibaso (ein Geistermedium) gewesen. Als seine Familie hörte, daß er dem Götzendienst Valet gesagt habe, boten sie alles auf, ihn von dem Übertritt zum Christentum abzuhalten. Nachdem sie wiederholt vergeblich versucht hatten, ihn von Huta Dame

wegzulocken, erdachten sie eine List. Die Verwandten kamen und sagten, seiner Neffen einer wolle heiraten, und er müsse dabei sein, wenn der Kaufpreis für die Braut bestimmt werde.

Nichts Böses ahnend ging Isaak mit. Als sie nach Huta Barat gekommen waren, erklärten die Heiden ihn für ihren Gefangenen. Abends wurde ein heidnisches Fest gefeiert. Der Gefangene mußte in der Mitte sitzen, und nun ging's mit Trommeln und Pauken los, in der Hoffnung, daß der Geist von ihm Besitz ergreifen werde, wie er es früher oft getan hatte. Aber der Geist kam nicht, auch dann nicht, als man den früheren Sibaso mit Weihwasser besprengte, um ihn von seinem befleckenden Umgang mit dem weißen Lehrer zu reinigen. Da wurden die Verwandten noch erboster und wollten Isaak in den Block legen. Er fand indes Gelegenheit zu entfliehen.

Nach einiger Zeit kam seine Schwester mit Gold und Silber, um für ihren Sohn seine Tochter zu kaufen. Er aber wies das Geld ab und erklärte: ‘Wenn dein Sohn sich vom Teufel zu Gott bekehrt, so kann er meine Tochter auch ohne Gold und Silber bekommen. Ich verkaufe mein Kind nicht mehr, wie es unsere heidnische Sitte ist.’

Das Essen, das die Schwester mitbrachte, nahm er nicht, aus Furcht vor Vergiftung. Später drohten sie, ihn mit Gewalt zu holen, begnügten sich aber damit, ihm Angst zu machen, daß der Geist binnen einem halben Jahr ihn töten werde. Er hat ihn aber nicht getötet.“

Nommensen, der Visionär

„Du Land am See, ich höre überall die Glocken klingen

über dir, sehe die Scharen deiner Bewohner deine Schule und Kirchen füllen, schaue Gärten auf deinen jetzt kahlen Höhen, üppige Wälder, geordnete Christendörfer ohne Zahl, batakische Lehrer und Prediger auf deinen Kathedern und Kanzeln! Noch stemmst du dich trotzig gegen den König Jesus; aber wie der Ozean zum Strande drängt unhemmbar und unaufhaltsam, so wird das Wort des Ewigen zu dir drängen unhemmbar und unaufhaltsam. Die Sonne ist aufgegangen über dem Batakland; wer will ihr wehren, daß sie herüberscheint bis zum Strand von Toba!“

Seine prophetische Vision wurde Wirklichkeit. 1911 feierte

die Batakkirche ihr 50jähriges Bestehen. Da gab es gepflegte, saubere Dörfer mit fruchttragenden Äckern, in den Dörfern standen Kirchen, in denen Glocken die Christen zum Gottesdienst riefen. Ihm standen als Ephorus der Kirche 55 europäische Mitarbeiter zur Seite: Missionare, Handwerker, Ärzte, Schwestern. 28 Batak arbeiteten in dieser Kirche bereits als Pfarrer, 688 als Lehrer, 26 waren Evangelisten, und etwa 1500 Älteste wirkten in den Gemeinden. Mustergültige Krankenhäuser versorgten die Kranken. In einem Heim wurden die Aussätzigen gesammelt und gepflegt. Die Industrieschule bildete junge Batak in allen Hand-

werken aus, und diese tragen in den Dörfern zur Verbesserung der Lebensbedingungen und zu Wohlstand bei. In der Druckerei wurden die notwendigen Schulbücher, Bibelteile und Gemeindeblätter gedruckt.

Als Ludwig Nommensen 1918 starb, zählte die blühende Batak-Kirche 180.000 Glieder. Heute sind es 3,5 Millionen, und sie ist die größte protestantische Kirche Ostasiens. Sie ist inzwischen gegliedert in 3500 Gemeinden mit 1500 Pastoren und Pastorinnen. Dazu kommen 550 Vikare und Vikarinnen. Und eine kircheneigene Universität trägt den Namen Nommensens.

Ökumene des Kreuzes

Der Glaube an den Sühnetod verbindet: Ökumenischer Bekenntniskongress in Goslar befasst sich mit dem Heilszeichen der Christen.

Von Hinrich E. Bues

Goslar (DT) Gibt es eine „Ökumene des Kreuzes“? Das jedenfalls ist die Hoffnung der evangelischen Veranstalter des IV. Internationalen Bekenntniskongresses der Bekennenden Gemeinschaften (IKB) bei ihrer Tagung vom Anfang Oktober in Goslar. Über die „Mitte des Heils“ referierten neben Vertretern aus dem Protestantismus auch prominente Vertreter aus der orthodoxen, koptischen und katholischen Kirche, die dem Thema ökumenische Weite und Tiefe gaben.

Papst Benedikt hegt bekanntlich gegenüber konservativen Protestanten, die sich zur Bibeltreue und zu Christus als

Herrn bekennen, mehr ökumenische Hoffnungen als gegenüber ihren liberalen Geschwistern, die es mit diesen urprotestantischen Glaubensgütern nicht mehr so genau nehmen wollen. Den Ehrenpräsidenten der IKB, Peter Beyerhaus, empfing der Heilige Vater vor wenigen Jahren in Privataudienz. Die Stichworten Mission, Märtyrer und Kreuzverehrung standen bei diesem Gespräch stellvertretend für wichtige Gemeinsamkeiten. Aber reicht diese Basis für ein Miteinander, gar für die Wiedergewinnung der sichtbaren Einheit der Kirche? Denn um nichts anderes kann es eigentlich in einer Zeit gehen, wo die Frustration über die Ergebnisse der letzten hundert Jahre einer Konferenz-Ökumene allgegenwärtig zu spüren ist.

Professor Ulrich Wilckens, renommierter Kenner der biblischen Wissenschaften und Alt-Landesbischof der Nordelbischen

Kirche, versuchte das „Kreuz Christi aus biblischer Sicht“ zu veranschaulichen. Wilckens zog eine Linie von dem alttestamentlichen Namens Gottes (Ex 34, 6), über den am Sinai geschlossenen Bund mit dem Volk Israel, dessen weiteren sündigen Weg bis zur Sühne-Theologie des Neuen Testaments. Warum Gott schließlich zum ultimativen Mittel der Sendung seines Sohnes bis zu dessen Sterben am Kreuz als Sühne für eine gottlose Menschheit greifen musste, erschien in dieser Sicht sogar zwingend logisch.

Was einst den Griechen und Juden als „Torheit und Ärgernis“ erschien, will Wilckens als neue Basis für das Gespräch mit der jüdischen Gemeinschaft sehen. Dabei bewegt sich der Neutestamentler auf einer Gratwanderung. Einerseits darf der notwendige Kreuzestod des bereits gekommenen Messias nicht verschwiegen werden. Wer

ein Nein zur Judenmission sage, „liege mit Gott im Streit“, unterstrich Wilckens. Die durch die Erbsünde zerstörte Gemeinschaft mit Gott sei durch kein anderes Opfer als durch den Kreuzestod Jesu wiederherstellbar. Die Selbstvermesseneheit des Menschen, der das „Ich Gottes“ einst an sich reißen wollte, könne nur durch die Selbstentäußerung Gottes geheilt werden. Andererseits gelte es, neue Missverständnisse oder gar eine herablassende Haltung zu vermeiden. Dazu zähle auch das Wort „Judenmission“, das schwer vermittelbar sei. Vor allen Dingen will Wilckens das Hauptmissverständnis im ökumenischen Dialog aus der Welt räumen: dass Juden immer noch glauben, Christen würden mit der Lehre von der Dreifaltigkeit Gottes eine „Verdreifachung“ des monotheistischen Gottesbildes betreiben.

„Ohne Kreuz kein Christentum“ – auf diese einfache aber einprägsame Formel bringt der Vertreter des Außenamtes der russisch-orthodoxen Kirche, Priester Alexander Vasjutin aus Moskau, die Sicht der orthodoxen Theologie. Ohne das Kreuz und die Auferstehung Jesu würde es nur eine „natürliche Theologie“ geben, die das rein innerweltliche Glück, das irdische Reich Gottes, propagierte. Unschwer lässt sich aus diesen Worten die Kritik an der verweltlichten Sicht vieler

kirchlicher Gemeinschaften der Reformation heraushören, mit denen die Gespräche mehr oder minder auf Eis liegen. Wenn das Kreuz Christi tatsächlich, wie Vasjutin ausführt, die Voraussetzung für den Eintritt in das Himmelreich ist, dann gibt es keinen Weg vorbei an diesem Heilsereignis und eine „Ökumene der Redekunst“, der ökumenischen Konferenzen und Papiere, erweise sich als wenig zukunfts-trächtig. Christen dürften nicht aus vermeintlicher Rücksicht auf den Zeitgeist oder ökumenische Dialoge auf das Wort vom Kreuz verzichten.

Das Kreuz Christi hat in der orthodoxen Tradition – und dies in unveränderter Weise seit dem ersten Jahrhundert – eine unaufhebbare Bedeutung. Der Blick in die Geschichte lehre, entwickelte Vasjutin, seit dem Mailänder Toleranzedikt (313) und dem folgenden ersten Schub der Verweltlichung der Kirche im vierten Jahrhundert, die Kraft der Botschaft vom Kreuz. Gerade in der Nachfolge des Kreuzes hätten sich die ersten mönchischen Gemeinschaften entwickelt.

In der orthodoxen (und auch katholischen) Theologie des ersten Jahrtausends galt das Kreuz immer als das reale Symbol, das auf die unsichtbare Welt Gottes, den Himmel, verwies. Das Kreuz Christi wurde in der Frömmig-

keit des Volkes seither geehrt als die eherne Schläge (Lev 21), als Baum des Lebens, als Stab des Moses und als unbesiegbares Zeichen gegenüber allen Todesmächten. Die Unterscheidung zwischen einer theologia crucis und gloriae, die Martin Luther einst umgetrieben habe, bestimme nicht die Gedanken der Orthodoxie, führte der Priester aus. Das paulinische Wort vom Kreuz habe daher immer – in Verbindung mit der Botschaft von der siegreichen Auferstehung Jesu – im Mittelpunkt orthodoxer Frömmigkeit und Theologie gestanden. Heute würden die beiden orthodoxen Familien, die orientalischen und die national-orthodoxen Kirchen, angesichts der vielen neuen Märtyrer im Nahen Osten in neuer Solidarität zusammenfinden. Diesen Spielball nahmen der emeritierte Kölner Weihbischof Klaus Dick ebenso wie der koptische Bischof Anba Damian auf. Mit der Nennung der großen Reihe von Märtyrern im ersten Hochgebet des Römischen Kanons, bei der katholischen Eucharistiefeier zum Ende der Tagung, verwies Dick auf die lange und gemeinsame Geschichte der Kirche im Zeichen des Kreuzes. Wer das Todesleiden in der Nachfolge Jesu auf sich genommen habe, habe damit schon immer das Kreuz verkündigt.

Das bekannte Wort Tertullians, wonach das Blut der Märtyrer der Same für neue Christen sei, bestätige sich in der Geschichte. In der katholischen Frömmigkeit habe daher das Kreuz immer auch in sehr praktischer Weise Bedeutung gehabt: In der Volksfrömmigkeit der Kreuzwege, in der Herz-Jesu-Verehrung und in der Kreuzverehrung. Dabei

In der Schule Jesu: Gott und Mensch in Gleichnissen

Die Rüstzeit der Kirchlichen Sammlung findet am Kellersee vom 3. – 5. Februar 2012 statt.
Wir suchen existentielle und spirituelle Zugänge zu Gott durch Jesu Gleichnisse

Anmeldungen nimmt entgegen: Wolfgang Keuffel
Eschenweg 31, 24558 Henstedt-Ulzburg, Tel.: 04193-5769

erinnerte Weihbischof Dick besonders an das Gero-Kreuz aus dem 10. Jahrhundert im Kölner Dom: Es zeigt den sterbenden Christus am Kreuz. Man sei sich in Inhalt und Begründung mit der ganzen Christenheit einig; das Kreuz Christi ist die Mitte des Heils.

Damit schloss sich ein Kreis, den am Anfang der Tagung der General-Bischof Anba Damian von der koptischen Kirche in Deutschland aufgezeichnet hatte. Er erinnerte an die neuen Märtyrer durch die Arabellion im Nahen Osten. So konnte der veranstaltende Präsident der IKB,

der lutherische Pastor Ulrich Rüß (Hamburg), im Gespräch mit dieser Zeitung ein zufriedenes Fazit ziehen. Das Kreuz und die Auferstehung Jesu seien unbestritten die Mitte des christlichen Glaubens. Die Tagung habe gezeigt, wie groß die Gemeinsamkeit zwischen den Konfessionen sei.

Abgründe zwischen den christlichen Konfessionen täten sich erst dort auf, wo diese Mitte verlassen, wo beispielsweise der Sühnetod Christi bestritten würde. Mit diesem Resümee folgen die konservativen Protestanten der Linie von Papst Benedikt, der bei seinem Besuch im Er-

furter Augustinerkloster an das große Maß an Gemeinsamkeiten erinnert hatte – gleichzeitig erhielt die päpstliche Skepsis gegenüber weiteren ökumenischen Fortschritten, etwa in der Eucharistie-/Abendmahlsfrage, neue Nahrung. Die Nähe von konservativen Lutheranern zu orthodoxen und katholischen Theologen scheint im Lichte des Kreuzes Christi größer als zu den liberalen Glaubensgeschwistern zu sein.

Aus: „Die Tagespost“. Katholische Zeitung für Politik, Gesellschaft und Kultur. (DT 121, 11. Nov. 2011, Seite 6).

Beschwiegener Sprengsatz

§39 Pfarrdienstrecht: Wenn das biblische Bekenntnis juristisch gebeugt wird

Von Dominik Klenk

Am 8. November hat die Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) die EKD-Vorlage zum Pfarrdienstrecht als gültiges Kirchenrecht beschlossen. Man kann nur hoffen, dass die Gliedkirchen der VELKD – darunter Sachsen, Bayern und auch andere Landeskirchen wie etwa Württemberg, die nun ihrerseits in ihren Landessynoden noch darüber zu befinden haben – nicht dem Vorbild der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz folgen. Sie hat unter ihrem Bischof Markus Dröge im Oktober in einem „Kirchengesetz zur Zustimmung und Ausführung des Pfarrdienstgesetzes der EKD“ in ihrer Auslegung von §39 bereits klargemacht, dass für sie Ehe und Homo-Lebenspartnerschaft im Pfarrhaus auf der völlig gleichen Ebene stehen – inklu-

sive der Kinder, die in der Lebenspartnerschaft aufwachsen. Das theologische Gespräch ist hier vorbei. Bezüge zur Heiligen Schrift? Fehlanzeige!

Die 7 beschwiegenen Konsequenzen von §39

Die Landeskirchen der EKD, ihre Synoden und die einzelnen Gläubigen sollten sich der weitreichenden und weithin nicht thematisierten Konsequenzen bewusst sein, die das EKD-Pfarrerdienstrecht und seine Begründung in sich tragen.

Gleichsetzung

Die evangelische Kirche stellt „familiäres Zusammenleben“, also „jede Form des rechtsverbindlich geordneten Zusammenlebens von mindestens zwei Menschen“, faktisch auf eine Stufe mit der Ehe.

Aufweichung

Damit wird die Ehe von Mann und Frau als zukunftsfähiges Leitbild christlicher Lebensweise aufgeweicht und zu *einer* Lebensform unter anderen. Homosexuelle Partnerschaften werden kirchenrechtlich legitimiert.

Häresie

Zum ersten Mal in der Geschichte der evangelischen Kirche wird hier ein eindeutig bibelwidriger Sachverhalt kirchenrechtlich implantiert. Das ist eine völlig neue Qualität der Häresie. Noch 1996 schrieb die EKD in ihrer Denkschrift „Mit Spannungen leben“, es gäbe „keine biblischen Aussagen, die Homosexualität in eine positive Beziehung zum Willen Gottes setzen – im Gegenteil“.

Unterwerfung

Der Begriff des „familiären Zusammenlebens“ meint „jede

Form des rechtsverbindlich geordneten Zusammenlebens“. Damit unterwirft sich die Kirche in einer theologisch-anthropologischen Grundfrage staatlicher Gesetzgebung. Was, wenn der Staat in den nächsten Jahrzehnten noch ganz andere Lebensformen „von mindestens zwei Menschen“ rechtlich legitimiert, etwa bisexuelle Dreierschaften? Oder die Geschwisterehe? Die EKD hat sich bereits jetzt für diese Szenarien potenziell geöffnet.

Entwurzelung

Dieser Beschluss entwirrt evangelische Christen, für die diese Art „familiärer Lebensformen“ unbiblisch und im Pfarrhaus nicht vorstellbar ist. Unter welchem Dach sollen diese Christen in Zukunft Heimat finden?

Verengung

Mit diesem Beschluss wird der Raum für Christen in ihrer Kirche noch enger, die ihre homoerotische Orientierung selbst nicht ausleben wollen und sich eine Veränderung erhoffen. Es bleibt zu fragen, ob es für den Wunsch nach Seelsorge und Begleitung in der evangelischen Kirche überhaupt noch Raum gibt – und ob diese Menschen hier noch erwünscht sind.

Schwächung

Dieses Kirchenrecht mit seinen ethischen und anthropologischen Implikationen wirft die Kirchen in ihrem ökumenischen Prozess um Jahrzehnte zurück.

Die kirchenrechtliche Manifestation eines postmodernistischen Menschenbildes, das die Polarität der Geschlechter und ihre Komplementarität relativiert, ist ein Sonderweg der EKD, mit dem sie sich als ernstzunehmender Gesprächspartner aus der internationalen Gemeinschaft der Kirchen verabschiedet.

Theologisch verrückt

Was hier geschieht, ist theologisch ver-rückt – im substanziellen Sinne. Es zeigt, wie wenig erinnerungs- und bibelgesättigt oder mutig sich die EKD-Vertreter aus den evangelischen Landeskirchen bis hierher gezeigt haben – jedenfalls in ihren Ergebnissen. Vor allem aber schmerzen die uninspirierten Denkmuster, die nunmehr die Selbstsäkularisierung des kirchlichen Apparates juristisch zementieren, indem man der Gender-Mainstreaming-Ideologie und ihrer Geschlechterveruneindeutigung fröhlich huldigt. Und das in Zeiten, in denen die Bindungsforschung die praktischen Folgen dieser Vielfalt für die nächste Generation längst in signalroten Lettern publiziert!

Auf Ihr Bayern, Sachsen, Württemberger!

Welche Zukunft hat eine Kirche, die sich als „Kirche der Freiheit“ selbst so auslegt, dass das Wort Gottes kirchenrechtlich gebeugt wird? Und welchen Weg werden Christen einschlagen, für die hier die Schmerzgrenze unbiblischer Positionierung

definitiv überschritten wird? In die Freikirche überwechseln oder katholisch werden?

Was nützt angesichts der ersichtlichen Deformation, ist die reformatorische Bereitschaft zur Umkehr – die alte Kirche nannte dies „Buße“. Das wäre einmal eine Innovation auf dem Weg zum Reformationsjubiläum! Auf, Ihr Bayern, Ihr Sachsen und Württemberger: Wenn jemand alles kann außer Hochdeutsch – dann Ihr. Lasst Euch und Eure Kirchen nicht schematisieren von dieser theologischen Mittelmäßigkeit zweiter Klasse. Gerade in deutschen Landen muss die modisch-ideologische Anfälligkeit der „Hochtheologie“ wachsam im Auge behalten werden. Es gilt, jetzt die Geister zu unterscheiden und die Tretminen zu entfernen, solange noch kein Gras darüber gewachsen ist. Denkt an die kommende Generation! Eine Kirche, die zu dieser Scheidung nicht mehr in der Lage ist, ist weder zukunftsfähig, noch wird sie die Einheit bewahren können.

(Der Autor, Dr. Dominik Klenk (Reichelsheim im Odenwald), ist Leiter der ökumenischen Kommission „Offensive Junger Christen“ (OJC) in der EKD. Früher Handballprofi und Unternehmer. Er hat zum Papstbesuch das Buch herausgegeben: „Lieber Bruder in Rom. Ein evangelischer Brief an den Papst“.)

aus: idea

Krise der Ehe in West und Ost: Der Wohlstand frisst seine Kinder

Konfuzianisch-asiatische Gemeinschaftswerte widersetzen sich „westlichem“ Individualis-

mus: Diese Botschaft verkünden asiatische Vordenker wie Lee Kuan Yew, der langjährige Pre-

mierminister Singapurs. Den beeindruckenden wirtschaftlichen Erfolg der ostasiatischen „Ti-

gerstaaten“ (Singapur, Malaysia, Südkorea etc.) erklären sie mit den in asiatischen Familien tradierten Tugenden wie Fleiß, Sparsamkeit und einer ausgeprägten Opferbereitschaft der Einzelnen zugunsten der Gemeinschaft. Und in der Tat: Der rasante Aufbau einer Gemeinschaftssinn nicht möglich gewesen. Konfuzianische Traditionen haben dies sicher begünstigt; die zentrale Rolle von Gemeinschaftswerten für die Industrialisierung ist aber keine asiatische Besonderheit: Auch die westlichen Industrienationen verdankten ihren wirtschaftlichen Aufstieg seit dem 19. Jahrhundert Tugenden wie Spar- und Opferbereitschaft, Loyalität gegenüber Kollegen, Vorgesetzten und Firma, Pflichtbewusstsein und Verlässlichkeit im Einhalten von Verträgen. Das Wirtschaftsleben setzt diese pro-sozialen Verhaltensweisen voraus, bringt sie aber selber nicht hervor, denn viel zu oft widersprechen sie den kurzfristigen Nutzenkalkülen des „homo oeconomicus“. Seinen sozialen Kitt bezog auch der alte Industriekapitalismus nicht aus dem Markt, sondern aus Gemeinschaftsbindungen, die vor allem die Familie vermittelte. Als Nukleus der Familie war die Ehe eine fraglose Selbstverständlichkeit und die Grundinstitution der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Symbiose von Familie und Industriegesellschaft kulminierte im sog. „golden age of marriage“: Gestiegene Löhne und Beschäf-

tigungssicherheit ermöglichten es um 1960 mehr Paaren als je zuvor, früh zu heiraten und Familie zu gründen - der Nachkriegsbabyboom war die Folge. Nur wenige Jahre später setzte in allen westlichen Industrieländern ein tiefer Umbruch der privaten Lebensformen ein: Nichteheleiche Partnerschaftsformen breiteten sich aus, das Heiratsalter begann wieder zu steigen, die Heiratsneigung sank drastisch: Während in Deutschland noch in den 1960er Jahren nur fünf Prozent der Erwachsenen nie heirateten, bleiben heute in der jüngeren Generation fast 40 Prozent der Männer und mehr als ein Drittel der Frauen dauerhaft ledig. Parallel dazu stiegen die Scheidungsrisiken sprunghaft an, inzwischen trennt sich fast jedes zweite Ehepaar. Ehen sind dabei immer noch stabiler als nichteheleiche Partnerschaftsformen, die oft schon nach wenigen Jahren oder gar Monaten auseinander gehen. Die Brüchigkeit der Beziehungen hat Folgen für die Kinder: Viel häufiger als früher wachsen sie in Patchworkfamilien und bei Alleinerziehenden auf. Diese „Pluralisierung der Lebensformen“ vermarkten Zeitgeistmedien als emanzipatorischen Fortschritt, seinen Preis unterschlagen sie dabei geflissentlich: Milliardenkosten für den Staat durch Transfers an Alleinerziehende, öffentliche Erziehungshilfen und den gar nicht messbaren Schaden durch das Leiden vieler Kinder in

zerbrechenden Familien. Scharfsichtige Historiker analysieren diese Krise der Ehe als Symptom eines postmodernen Narzissmus, der langfristige Bindungen durch eine Moral des „jeder für sich“ zersetzt.

Ist die asiatisch-konfuzianische Kultur nun ein Bollwerk des Widerstands gegen diesen Individualismus? Die Antwort fällt negativ aus: Auch in Ostasien sind die Scheidungsziffern rasant gestiegen, junge Menschen heiraten später und die Anteile Lediger in den jüngeren Generationen sind gewachsen, unverheiratetes Zusammenleben breitet sich aus; traditionelle Bindungen verlieren an Kraft. Bereits überholt hat Ostasien den Westen im Geburtenrückgang: Japan, Taiwan und Südkorea gehören zu den Ländern mit den niedrigsten Geburtenraten weltweit. Als Reaktion auf die Überalterung ihrer Gesellschaft entwickeln die Japaner heute schon Pflegeroboter, dies lässt weniger an Konfuzius als an Science-Fiction denken. Angesichts der Krise der Familie im Osten wie im Westen stellt sich die beklemmende Frage: Verschleißt die kapitalistische Wohlstandsgesellschaft womöglich die menschlichen Ressourcen, die ihren Aufstieg einst ermöglichten?

Institut für Demographie, Allgemeinwohl und Familie e.V. (www.i-daf.org) 40-41/2011

KIRCHLICHE SAMMLUNG, ein Informationsblatt, herausgegeben und verlegt von der Kirchlichen Sammlung um Bibel und Bekenntnis in der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche e.V., Saturnweg 39, 22391 Hamburg, erscheint drei- bis viermal im Jahr. Der Bezugspreis ist für Mitglieder im Beitrag enthalten. Interessierte Nicht-Mitglieder erhalten das Blatt frei Haus, wenn Sie der Sammlung eine freiwillige Spende in Höhe von jährlich mindestens 10 € zuwenden. Gesonderte Einzelstücke: 1 € zuzüglich Versandkosten. Einzahlung auf das Postgirokonto Hamburg Nr. 30236 - 202 (BLZ 200 100 20) oder auf das Konto Nr. 112 500 bei der Evangelischen Darlehnsngenossenschaft Kiel (BLZ 210 602 37) der „Kirchlichen Sammlung“. **Redaktion:** Dr. Dieter Müller (verantwortlich). Zuschriften sind an den verantwortlichen Redakteur (Westring 200, 24116 Kiel; e-mail: dr.dietermueller@t-online.de) zu richten. Druck: Compact Media GmbH, Hamburg, Ferdinandstraße 29-33.

Titelbild: Passionsaltar (Wildungen–Altar), linker Flügel: Maria Verkündigung, Christis Geburt, Anbetung der Drei Heiligen Könige, Präsentation Christi im Tempel, Detail: Christi Geburt, 1403 (Mt 1, 25; Lk 2, 7)